

Wie die Menschen wirklich sind. Michel de Montaigne

Die kindischen Erzeugnisse meines Geistes¹

Vor kurzem habe ich den Entschluß gefaßt, mich in Schloß Montaigne zur Ruhe zu setzen, in der Absicht, mich, soweit möglich, nur noch darum zu kümmern, wie ich ruhig und ungestört den kurzen Rest meines Lebens verbringen könne; da dachte ich, ich könnte meinem Geist keinen größeren Gefallen tun, als wenn ich ihm ermöglichte, fern von jeder anderen Betätigung sich selbst zu hegen und zu pflegen und in sich zu stiller Ruhe zu kommen; ich hoffte, daß ihm das jetzt leichter werden würde als früher, weil doch anzunehmen war, er sei mit der Zeit vorsichtiger und reifer geworden: ich finde aber, gerade das Gegenteil ist eingetreten, da das Nichtstun immer eine Zersplitterung des Denkens erzeugt; der Geist benimmt sich wie ein durchgegangenes Pferd; er arbeitet sich hundertmal mehr für sich selbst ab, als er sich früher in fremdem Dienst mühte; und er fördert ununterbrochen phantastische Hirngespinnste und Mißgeburten zutage, alle ohne Sinn und Zusammenhang; damit ich diese kindischen und merkwürdigen Erzeugnisse meines Geistes mir in Ruhe ansehen kann, habe ich mich daran gemacht, sie aufzuzeichnen in der Hoffnung, daß sich mein Geist mit der Zeit

selber schämt, wenn er sieht, was er da angestellt hat.

Menschliche Verworfenheit²

Demokrit und Heraklit waren zwei Philosophen. Der eine fand das Menschsein nichtig und lächerlich; deshalb zeigte er, wenn er ausging, auf seinem Gesicht immer ein spöttisches Lächeln. Heraklit reagierte gerade umgekehrt. Die gleiche Situation von uns Menschen erweckte in seinem Herzen Mitleid und Teilnahme; sein Gesicht war deshalb immer traurig, seine Augen voll Tränen.

Mir liegt die Auffassung des ersten mehr; nicht weil Lachen erfreulicher ist als Weinen, sondern weil sie stolzer ist, und weil sie, besser als die andere, unsere Verworfenheit andeutet. Man kann uns, glaube ich, nie so viel Verachtung zeigen, wie wir verdienen. Jammer und Mitleid zeigen immer an, daß ich der Sache, über die ich klage, einen gewissen Wert beilege; spote ich aber über sie, so gebe ich zu erkennen, daß sie mir wertlos vorkommt. Ich denke so: nicht das Leid ist charakteristisch für unser Wesen, sondern die Nichtigkeit, nicht die Bosheit, sondern die Dummheit; wir sind nicht schlimm, sondern leer, nicht tragisch, sondern jämmerlich. So war eigentlich Diogenes in seiner Beurteilung der Menschen schneidender und schärfer, und infolgedessen, nach meinem Gefühl, gerechter als Timon, der den Beinamen »der Menschenfeind« erhielt; denn was man haßt, das nimmt man ernst. Diogenes kümmerte sich den Teufel um seine Mitmenschen und rollte dabei sein Faß und schnitt dem großen Alexander Gesichter: er meinte, wir

Die kindischen Erzeugnisse meines Geistes	1
Menschliche Verworfenheit	1
Grausamkeit	2
Anmaßung	2
Ruhmsucht	2
Über die Barbarei	3
Philosophieren heißt sterben lernen	3
Das menschliche Glück lässt sich nur in der Todesstunde ermessen	6
Vom Wert der Selbsterkenntnis	6

² *Essais*, I, 50, S. 43

Menschen seien nicht mehr wert als Fliegen oder Schweinsblasen voll Luft.

Grausamkeit³

Ich lebe in einer Zeit, in der, wie es in wilden Bürgerkriegen nun einmal ist, Beispiele kaum glaublicher Grausamkeit sich häufen. Fälle, die schlimmer sind als die furchtbarsten Berichte aus der Antike, sind heute etwas Alltägliches. Trotzdem habe ich mich durchaus nicht damit abgefunden. Ehe ich es gesehen habe, habe ich mir gar nicht denken können, daß Menschen so barbarisch sein sollten, aus bloßer Mordlust einen Mitmenschen zu töten, ihm Glieder abzuhacken, mit allem Scharfsinn unbekannte Qualen und neue Todesarten auszudenken, und zwar nicht etwa aus Haß oder Profitgier, sondern nur zu dem Zweck, sich an dem Schauspiel eines Menschen in Todesnot zu weiden, an seinen Schmerzensgesten und an seinem Stöhnen und Schreien. Das ist doch offenbar die Höhe der Grausamkeit, »daß ein Mensch seinen Mitmenschen tötet nicht aus Zorn, nicht aus Angst, nur weil er ihn sterben sehen will«⁴ [...] Der Mensch hat, fürchte ich, von der Natur selbst etwas wie einen Instinkt zur Unmenschlichkeit mitbekommen.

Anmaßung⁵

Anmaßung ist unsere eigentliche angeborene Krankheit. Das unseligste und gebrechlichste aller Geschöpfe ist der Mensch, und immer wieder auch das stolzeste. Er haust hier - und er fühlt und sieht es deutlich - im Schmutz und Kot der Welt, angeschmiedet an den übelsten, totesten, fauligsten Teil des Alls, in der niedrigsten Sphäre, bei den Würmern, die dem Himmel am fernsten ist; und in der Einbildung maßt er sich seinen Platz über der Mondesbahn an und denkt, er schwebe über dem Himmel. Dieselbe leere Einbildung führt ihn dazu, sich Gott gleich zu achten, sich göttliche Qualitäten zuzuschreiben, sich eine Sonderstellung anzumaßen, getrennt von allen übrigen Geschöpfen, willkürlich zu bestimmen, was den Tieren, seinen Mitbrüdern und Gefährten, zugebilligt werden soll an Fähigkeiten und Kräften. Wie kann er denn mit Hilfe seines Verstandes erkennen, was im verbor-

genen Inneren der Tiere vor sich geht? Woraus schließt er, wenn er sie mit uns vergleicht, daß sie dümmer sind als er? Wenn ich mit meiner Katze spiele, wer weiß denn, ob sie sich nicht eher die Zeit mit mir vertreibt, als ich mit ihr?

Ruhmsucht⁶

Wer zuerst auf den Gedanken kam, Ruhm und Schatten zu vergleichen, hat etwas Richtigeres gesagt, als er eigentlich beabsichtigte. Beide sind durchaus unwesentlich; beide sind manchmal weiter vorn als der Mensch selbst, und beide sind oft viel größer als er. [...]

Wer nur recht tut, weil andre es erfahren können und weil er dann in der Schätzung der Mitmenschen steigt; ,wer nur unter der Voraussetzung, daß seine Tugend den Mitmenschen bekannt wird, anständig handeln will, aus dem wird keine Persönlichkeit, auf die man sich verlassen kann. [...]

Unsere Seele soll ihre Rolle nicht vor der Außenwelt spielen, sondern zu Haus, in unserem Inneren, wohin keine Augen reichen als unsere eigenen: dort soll sie uns ein Schirm sein vor der Todesfurcht, vor Schmerzen und selbst vor Schande; dort soll sie uns die Kraft spenden, den Verlust unserer Kinder, unserer Freunde und unserer Habe zu ertragen; und wenn es so sein soll, suchen wir dort auch einen Schutz gegen die Gefahren des Krieges. Dieser Gewinn ist wesentlich größer, und ihn sich zu wünschen und zu erhoffen, ist wesentlich wertvoller, als Ruhm und Ehre zu erstreben; denn diese sind doch weiter nichts als eine vorteilhafte Beurteilung durch andere Menschen.

Wir wollen uns nicht ein so schwankendes und unsicheres Ziel stecken, wie die Volksgunst es ist, sondern beständig auf dem Wege der Vernunft gehen; dorthin mag die öffentliche Anerkennung uns folgen, wenn sie will; da diese ganz und gar vom Glück abhängig ist, können wir sie ebensogut auf diesem wie auf einem anderen Wege erhoffen.

Allerdings geht es uns irgendwie gut ein, wenn wir gelobt werden: aber darauf geben wir viel zu viel. Ich kümmerne mich nicht so sehr darum, was für ein Mensch ich im Geiste anderer bin, als darum, was für ein Mensch ich vor mir selbst bin: ich will mir reich vorkommen durch meinen eigenen, nicht durch geborgten Reichtum.

³ *Essais*, II, 11, S. 204

⁴ Montaigne zitiert Seneca, *Epist.* 90

⁵ *Essais*, II, 11, S. 205f

⁶ *Essais*, II, 16, S. 237f

Über die Barbarei⁷

Gewöhnlich wird alles als Barbarei bezeichnet, was ungewohnt ist. Eigentlich lassen wir ja als richtig und vernünftig nur das gelten, was in dem Lande, wo wir sind, vorkommt und was zu den hier üblichen Anschauungen und Gebräuchen paßt. Wo wir leben, da ist immer die einzig richtige Religion, die einzig richtige Politik; alles, was man dort tut, ist musterhaft und vollkommen. Die Einwohner dieses fernen Landes sind Wilde in dem Sinne, wie man als Wildobst solche Früchte bezeichnet, welche die Natur auf dem gewöhnlichen Wege von sich aus hervorgebracht hat. Durch unsere Eingriffe haben wir diese ja eigentlich verfälscht und der Normalentwicklung entfremdet; unser verfälschtes Obst sollten wir lieber Wildobst nennen; in den natürlich gewachsenen Früchten leben und wirken die eigentlichen, die nützlichsten, die natürlichen Kräfte und Eigenschaften; [...]

Also: diese fremden Völker kommen uns so barbarisch vor, weil sie vom menschlichen Geist wenig umgestaltet und ihrem Originalzustand noch sehr nahe sind. Bei ihnen sind die Naturgesetze noch in Geltung; sie sind durch menschliche Gesetze noch wenig verdorben. Ich bedaure oft, daß wir von diesem Urzustand nicht früher in Europa etwas erfahren haben, zu einer Zeit, als es Menschen gab, die sich so etwas besser vorstellen konnten als wir. Es ist schade, daß Lykurg und Plato nichts davon gewußt haben. Denn was wir bei diesen Völkern in der Wirklichkeit erleben, ist mehr als alle Bilder, die die Dichter sich ausgemalt haben, um damit die Vorstellung vom goldenen Zeitalter auszusmücken [...]

In den Krieg ziehen sie nackt; als einzige Waffe haben sie Bogen und vorn zugespitzte Holzschwerter. Ihre Standhaftigkeit im Kampf ist erstaunlich; sie hören nie auf, ehe der Gegner tot ist oder ehe der Blutverlust sie dazu zwingt; denn Flucht und Angst ist ihnen unbekannt. Jeder Sieger bringt als Trophäe den Kopf des Feindes, den er getötet hat, mit und befestigt ihn an der Tür seiner Wohnung. Die Gefangenen werden zunächst sehr gut behandelt; dann läßt der Sieger seine Genossen zu einer großen Versammlung. Er fesselt einen Arm des Gefangenen mit einem Strick und hält ihn daran, einige Schritte von sich entfernt, damit dieser ihm nichts tun kann; seinen besten Freund läßt er den anderen Arm in gleicher Weise festhalten; und dann stechen sie ihn vor der ganzen Versammlung tot. Hierauf braten sie ihn, essen alle

gemeinsam Stücke von ihm und schicken auch ihren Freunden etwas, die nicht haben kommen können. Das geschieht nicht, wie man denken könnte, um ihren Hunger zu stillen; sondern diese Handlung ist eine symbolische Darstellung der äußersten Rache.

Ich habe durchaus nichts dagegen einzuwenden, daß man in einem solchen Vorgehen eine furchtbare Barbarei sieht; wohl aber dagegen, daß wir zwar ihre Fehler verdammen, aber so blind gegen unsere eigenen Fehler sind. Es ist doch viel barbarischer, einen lebenden Menschen zu martern, als ihn nach dem Tode aufzuessen; einen Körper, der noch alles fühlt, zu foltern, ihn langsam zu verbrennen, ihn von Hunden und Schweinen totbeißen und totquetschen zu lassen (wie wir das nicht nur in alten Berichten lesen können, sondern wie wir es eben noch erlebt haben, und zwar nicht alten Feinden gegenüber, sondern unter Nachbarn und Bürgern derselben Gemeinde, und, was die Sache noch schlimmer macht, unter dem Vorwand von Glauben und Frömmigkeit), als ihn zu braten und zu verspeisen, nachdem er gestorben ist. [...]

Wir können die Wilden also Barbaren nennen, wenn wir ihr Vorgehen von der Vernunft aus beurteilen, aber nicht, wenn wir sie mit uns vergleichen; denn wir sind in vieler Beziehung barbarischer. Was sie zum Kampf treibt, ist eine hohe und edle Gesinnung; wenn am Kriege, dieser Pest der Menschheit, irgend etwas schön und entschuldbar ist, so findet sich das bei ihnen. Bei ihnen bedeutet der Kampf nur eine Kraftprobe. Sie streiten nicht, um neue Gebiete zu erobern; denn die Natur ist bei ihnen noch so reich, daß sie ihnen, ohne Mühe und Arbeit, alles liefert, was sie brauchen, und zwar so reichlich, daß es für sie zwecklos wäre, ihr Gebiet zu erweitern. Sind sie doch noch in der glücklichen Verfassung, daß sie keine weitergehenden Wünsche haben als solche, die auf die Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse hinausgehen.

Philosophieren heißt sterben lernen⁸

Der Tod ist unvermeidlich. »Alle steuern wir dem gleichen Ziele zu; für jeden wird sein Los in der Urne geschüttelt, bis es früher oder später herauspringt und wir mit dem Kahn in die ewige Verbannung fahren müssen«⁹.

⁷ *Essais*, I, 30, S. 109-113

⁸ *Essais*, I, 19, S. 52-62

⁹ Montaigne zitiert Horaz, Oden, 11, 3. 25.

Infolgedessen ist der Tod, wenn wir ihn fürchten, eine dauernde Beunruhigung für uns; diese Last kann uns nicht abgenommen werden. Von allen Seiten kann er uns überfallen; es nützt nichts, wenn wir, wie in verdächtigem Gelände, den Kopf unaufhörlich hierhin und dorthin drehen: er hängt immer über uns, wie der Felsblock über dem Haupte des Tantalus. [...]

Das Ziel unseres Lebenslaufes ist der Tod; zwangsweise richten wir unseren Blick auf ihn: wenn er uns erschreckt, wie können wir da einen Schritt ohne Schaudern gehen? Was tut der gemeine Mann dagegen? er denkt nicht daran; aber welch tierischer Stumpfsinn gehört dazu, einer so groben Verblendung zu erliegen! [...]

Wenn der Tod wäre wie ein Feind, dem man ausweichen kann, würde ich geradezu empfehlen, die Feigheit als Waffe zu benutzen: aber da das nun eben nicht angeht, und er dich ebenso trifft, wenn du ihm feige zu entfliehen suchst wie wenn du ihm männlich entgegentrittst, »Er holt den Fliehenden ein und schont auch die nicht, die zum Kriegsdienst noch zu jung sind oder die der Gefahr den Rücken kehren¹⁰«, und da auch die stärkste Sicherung uns nicht vor ihm schützen kann, ..., wollen wir lieber lernen, wie wir ihm entgegentreten und mit ihm fertigwerden können: zunächst, wenn wir ihn um den Hauptvorteil, den er uns gegenüber hat, bringen wollen, müssen wir gerade den umgekehrten Weg einschlagen, als es gewöhnlich geschieht; wir müssen versuchen, ihm seine furchtbare Fremdartigkeit zu nehmen, mit Geschick an ihn heranzukommen, uns an ihn zu gewöhnen, nichts anderes so oft wie den Tod im Kopf zu haben, ihn uns in unserer Phantasie immer wieder in den verschiedensten Erscheinungsformen auszumalen; wenn ein Pferd stolpert, wenn ein Ziegel vom Dach fällt, wenn ich mich irgendwie steche, immer wieder sage ich mir dann. »So, und wenn das nun der Tod selber wäre!« Darauf können wir mit trotziger, mit männlicher Haltung reagieren. Im lauten Jubel und in der stillen Freude, immer können wir einen Ton hören, der uns mahnt, was der Mensch ist; wenn wir noch so sehr genießen, immer einmal sollten wir dann doch daran denken, wie diese Fröhlichkeit rings vom Tod bedroht ist, wie leicht er da hineingreifen kann. So dachten die alten Ägypter: beim Fest, wenn es am höchsten herging, ließen sie ein Menschengerippe in den Saal tragen, als Mahnung für die Gäste.

»Denke, daß jeder Tag der letzte sein kann, der dir leuchtet; die Stunden, mit denen du nicht fest

gerechnet hast, werden dir dann besonders lieb sein¹¹.«

Wo der Tod auf uns wartet, ist unbestimmt; wir wollen überall auf ihn gefaßt sein. Sich in Gedanken auf den Tod einrichten, heißt sich auf die Freiheit einrichten; wer zu sterben gelernt hat, den drückt *kein* Dienst mehr: nichts mehr ist schlimm im Leben für denjenigen, dem die Erkenntnis aufgegangen ist, daß es kein Unglück ist, nicht mehr zu leben. Sterbenkönnen befreit uns von aller Knechtschaft, von allem Zwang. [...]

Wir sollten, soweit das von uns abhängt, immer fertig und marschbereit sein; vor allem sollten wir es so einrichten, daß wir es dann nur mit uns zu tun haben; der Schritt, der uns bevorsteht, ist schwer genug, wir sollten uns nicht zusätzlich belasten. Da klagt zum Beispiel einer, mehr als über das Sterben selbst, darüber, daß er um einen schönen Sieg gebracht würde, ein anderer, daß er Abschied nehmen muß, ehe er seine Tochter verheiratet oder die Erziehung seiner Kinder abgeschlossen hat; der eine trauert, daß er mit seiner Frau, der andere, daß er mit seinem Sohn nicht mehr zusammen sein kann, was für ihn den wesentlichen Lebensinhalt gebildet hatte. Ich sehe, Gott sei Dank, meiner Todesstunde so gefaßt entgegen, daß ich gehen kann, wenn es ihm gefällt, ohne daß mir der Abschied von irgend etwas schwer würde. Ich löse allmählich alle Bindungen. Von allen kann ich leicht Abschied nehmen außer von mir. Niemals hat sich wohl jemand so absolut und so vollständig darauf eingestellt, daß er der Welt Lebewohl sagen muß, wie ich und sich so allseitig von ihr gelöst. Der Tod ist am selbstverständlichsten, wenn man schon vorher möglichst tot ist. [...]

Wir sind zum Schaffen geboren: »Der Tod soll mich mitten in der Arbeit holen.«¹² Ich bejahe jede Tätigkeit, man soll die Lebensarbeit so lange fortsetzen wie man kann; ich habe nichts dagegen, daß der Tod mich bei der Gartenarbeit überrascht, aber er soll mich nicht schrecken; und noch weniger soll es mich traurig machen, daß ich mit dem Garten nicht fertig geworden bin. [...]

Eine dauernde Veränderung und ein allmähliches Absinken unserer Lebenskraft bleibt niemandem erspart; die Natur hat es aber so eingerichtet, daß wir nicht sehen, was wir verloren haben und wie es mit uns abwärts geht. Das wollen wir uns einmal vor Augen führen. Was bleibt einem Greis von der Kraft seiner Jugend, seines Lebens?

¹⁰ Montaigne zitiert Horaz, Epist., 11, 2. 126.

¹¹ Montaigne zitiert Horaz, Epist., 1, 4. 13.

¹² Montaigne zitiert Ovid, Amores, 11, 10. 36.

»Ach, wie klein ist der Rest des Lebens, der den Alten geblieben ist!«¹³ ... Wenn wir auf einmal so tief herunterstürzten, so würden wir, glaube ich, nicht imstande sein, einen solchen Wechsel zu ertragen. Aber die Natur rollt uns auf einer Bahn, die sich langsam und kaum merklich senkt, allmählich, stufenweise hinab in das Elend des Alters, so daß wir es hinnehmen und keinen Stoß fühlen, wenn die Jugend in uns stirbt; und doch ist dies eigentlich und in Wahrheit ein härterer Tod als das endgültige Erlöschen eines matten Lebens und als das Sterben aus Altersschwäche. Ist doch der Sprung vom Elend ins Nichtsein nicht so hart wie der von der blühenden Jugendkraft in ein schmerzreiches, kümmerliches Altern. [...]

Es ist ja auch Torheit, wenn wir unter diesem Druck leiden aus Angst vor dem Augenblick, der uns von jedem Druck befreien wird. Wie alle Dinge für uns aufwachten, als wir geboren wurden, so wird alles für uns sterben, wenn wir sterben. Deshalb ist es gleich sinnlos, zu weinen, weil wir in hundert Jahren nicht mehr leben werden, wie darüber zu weinen, daß wir vor hundert Jahren noch nicht am Leben waren. Mit dem Tod beginnt eine ganz andere Existenz; auch in das Erdenleben sind wir mit Tränen und Schmerzen eingegangen; auch bei diesem Neubeginn mußten wir den Schleier des Geheimnisses ablegen, der uns vorher unsere Zukunft verhüllte.

Alles Einmalige ist nicht schwer zu ertragen. Ist es vernünftig, so lange sich vor etwas zu fürchten, was so kurz dauert? Lange Zeit leben und kurze Zeit leben, durch den Tod wird das alles gleich gemacht. Denn die Begriffe lang und kurz haben keinen Sinn, bezogen auf Dinge, die nicht mehr sind. [...]

Die Natur zwingt uns zu dieser Haltung. Sie spricht zu uns: »Wie du in die Welt gekommen bist, so mußt du wieder aus ihr fort. Der Übergang vom Tode zum Leben, der dir kein Leiden und keine Schrecken gebracht hat, den brauchst du nur zu wiederholen, als Übergang vom Leben zum Tod. Dein Tod gliedert sich in die Weltordnung ein; es ist ein Stück Leben dieser Welt. ... Dies euer Leben, dessen ihr euch erfreut, ist in gleiche Teile geteilt, es gehört ebenso dem Tode wie dem Leben. Schon am ersten Tag nach eurer Geburt beginnt die Wanderung auf das Sterben wie auf das Leben zu.« »Schon bei der Geburt beginnt der Tod: und das Ende ist mit dem Anfang unlösbar verbunden.«¹⁴ Jeder gelebte Moment wird dem Gesamtleben gestohlen; von ihm wird er abgezogen. Euer ganzes Leben lang baut ihr am Tode. Ihr seid schon im

Tode, wenn ihr lebt; denn wenn ihr nicht mehr lebt, seid ihr jenseits des Todes, oder, wenn das besser klingt, seid ihr tot jenseits des Lebens; aber während der ganzen Lebenszeit seid ihr schon beim Sterben; und der Tod trifft den Sterbenden viel härter als den Toten; für ihn ist er fühlbarer und wirklicher.

Wenn ihr das Leben genutzt habt, könnt ihr gesättigt und befriedigt scheiden. Und wenn ihr nichts damit habt anfangen können, wenn ihr es nutzlos vertan habt, da kann es euch doch erst recht gleichgültig sein, wenn es weg ist; was wollt ihr denn noch damit?

An sich ist das Leben nichts Gutes und nichts Böses; es ist der Hintergrund, auf dem ihr selbst Gutes und Böses anbringen könnt. Und wenn ihr einen Tag gelebt habt, habt ihr alles gesehen, was zu sehen ist: ein Tag ist wie alle anderen Tage. Das Licht und die Nacht sind immer die gleichen, es gibt keine anderen: unsere Sonne, unser Mond, unsere Sterne, unser Weltgebäude, es ist alles das gleiche, an dem sich eure Vorfahren erfreut haben und das auch eure Urenkel wieder erfreuen wird. Höchstens in einem Jahre läuft alles ab, was die Akte meiner Komödie an Abwechslungen und Verschiedenheiten aufweisen; wenn ihr aufmerksam zugesehen habt, wie meine vier Jahreszeiten vorüberziehen, so habt ihr erkennen können, daß darin Kindesalter, Jünglingsalter, Mannesalter und Greisenalter der Welt dargestellt sind. Das Spiel der Welt ist damit aus; es fällt ihr keine andre Idee ein, als es noch einmal ablaufen zu lassen; es bleibt immer das gleiche. [...]

Beim Tode, wann er auch eintritt, ist euer ganzes Leben zu Ende. Man kann den Wert eines Lebens nicht nach der Länge messen; er ist vom Inhalt abhängig. Manches lange Leben ist inhaltlos. Nutzt es, solange ihr es in den Händen habt: von eurem Entschluß, nicht von der Lebensdauer hingt es ab, ob ihr euch mit dem Gedanken abfindet. Wir haben genug gelebt. Ihr konntet doch nicht erwarten, daß ihr das Ziel, auf das ihr immer zugingt, nie erreichen würdet? [...]

Chiron lehnte die Unsterblichkeit ab; sein Vater Saturn, der Gott der Zeit und der Dauer selbst, hatte ihn darüber aufgeklärt, wie es um sie stehe. In der Tat, du brauchst dir nur zu überlegen, wieviel härter und unerträglicher ein Leben, das nie ein Ende nähme, für die Menschen sein müßte, als das Leben ist, das ich ihnen gegeben habe. Hättet ihr den Tod nicht, so würdet ihr mich dauernd verfluchen, daß ich ihn euch vorenthalten hätte. Ich habe dem Tod absichtlich einen etwas bitteren Geschmack gegeben, damit ihr nicht zu gierig und

¹³ Montaigne zitiert Seneca, Epist. 22

¹⁴ Montaigne zitiert Manilius, Astronomica, IV, 16.

unbesonnen nach ihm greift, wenn ihr seht, wie einfach durch ihn alles erledigt wird.

Das menschliche Glück lässt sich nur in der Todesstunde ermessen¹⁵

Das eigentliche Lebensglück, das in geistiger Ruhe und Zufriedenheit und in seelischer Geradheit und Sicherheit besteht, darf man nie einem Menschen zusprechen, ehe man nicht gesehen hat, wie er den letzten und zweifellos den schwierigsten Akt im Schauspiel seines Lebens gespielt hat. Überall sonst ist Verstellung möglich. Entweder wir beherzigen die schönen Lehren der Philosophie nur äußerlich, oder was uns trifft, trifft uns nicht bis ins Mark, so daß wir immer ein gefäßtes Gesicht behalten können; aber bei der letzten Szene zwischen uns und dem Tod, da gilt keine Verstellung mehr, da muß man seine wirkliche Meinung sagen, da muß man zeigen, was an Gutem und Sauberem im tiefsten Grunde unseres Herzens liegt.

»Denn erst dann entquillt der wahre Ton unserer innersten Brust; die Maske wird abgerissen, die Wirklichkeit bleibt.«¹⁶ Deshalb muß alles andre Tun unsres Lebens sich in diesem letzten Punkte sammeln und bewähren; es ist der wichtigste Tag; es ist der Gerichtstag. Es ist der Tag, sagt Seneca, vor dem alle vergangenen Jahre bestehen müssen. Dem Tod überlasse ich es, zu entscheiden, ob mein Lernen Frucht getragen hat: dann werden wir sehen, ob mir das, was ich schreibe, aus dem Munde oder aus dem Herzen kommt. [...]

Wenn es sich darum handelt, das Leben eines anderen Menschen zu beurteilen, so richte ich immer meinen Blick darauf, wie es ausgeklungen ist, und meine wichtigste Bemühung ist, zu erreichen, daß mein Leben gut ausklingt, das heißt ruhig und still.

Vom Wert der Selbsterkenntnis¹⁷

Ich bekenne mich zu keinem anderen Ziel, als mich selbst zu erkennen; dieses Suchen führt mich in so unendliche Tiefen, zu so unendlich verschiedenen Fragestellungen, daß mein Lernen keinen anderen Erfolg hat, als daß ich fühle, wieviel mir zu lernen bleibt. Immer wieder werde ich mir der Unvollkommenheit meiner Selbsterkenntnis bewußt; die-

sem Umstand verdanke ich die Hinneigung zur Bescheidenheit, zum Gehorsam gegen die Glaubenslehren, denen ich folgen soll, zu einer gleichmäßigen Kühle und Ausgeglichenheit in meinen Ansichten; daher habe ich auch die Abneigung gegen die aufdringliche und streitsüchtige Arroganz mancher Menschen, die ganz von sich überzeugt sind; diese Arroganz ist aber gerade der Todfeind der Gedankenzucht und der Wahrheit. [...]

Meine Erfahrung hat mich dazu gebracht, daß ich dem menschlichen Verstand seine Unzulänglichkeit vorwerfe; diese Erkenntnis ist, meiner Ansicht nach, das sicherste Ergebnis dessen, was die Welt uns lehrt. Wer sich innerlich zu dieser Schlußfolgerung nicht durchringen kann, weil mein Beispiel oder sein eigenes ihm dazu nicht ausreicht, der mag sie deshalb anerkennen, weil Sokrates, der Meister aller Meister, das Nichtwissen gelehrt hat. [...]

Die Selbstbeobachtung, der ich mich mit solcher Ausdauer und solcher Anspannung hingebe, macht mich fähig, auch andere ziemlich richtig zu beurteilen; wenn ich davon spreche, so gehört das zu den Dingen, die mir am besten glücken und die man mir auch nicht übelnimmt: oft gelingt es mir, genauer zu sehen und richtiger zu charakterisieren, wie es um meine Freunde steht, als sie selbst dazu in der Lage sind; manchen habe ich in Erstaunen gesetzt, weil meine Beschreibung so genau zutraf, und ich habe dadurch erreicht, daß er sich selbst richtiger einschätzte. Seit meiner Kindheit habe ich mich bemüht, mein Leben im Leben anderer zu spiegeln; dadurch habe ich mir eine geistige Einstellung angezchtet, die auf solche Dinge fein reagiert; und ich lasse mir, wenn ich ein solches Ziel im Auge habe, nichts entgehen, was an Beobachtungen meiner Umgebung dazu dienlich ist, wie Haltungen, Stimmungen und Reden. Ich prüfe alles, und zwar unter dem Gesichtspunkt, ob es für mich empfehlenswert ist, es anders zu machen oder ebenso zu handeln. So entdecke ich bei meinen Freunden daraus, wie sie sich geben, ihre inneren Triebfedern.

¹⁵ Essais, I, 18, S. 51

¹⁶ Montaigne zitiert Lukrez

¹⁷ Essais, III, 13, S. 363f